

blick der Vereinigung, im Augenblick, wo man sich von ihnen für längere Zeit oder für immer trennt. Selten gelangt man dazu, aber wir, wir sind dazu gelangt. Unsre lautere, wahre, festgegründete Freundschaft ist nie durch eine Wolke getrübt worden. Sie haben meine Sorgen geteilt, was Sie davon wußten. Ich habe die Ihrigen geteilt, weit mehr als Sie davon wußten. Es fehlten mir die Mittel, aber niemals der Wille, Ihnen nützlich zu sein. Sie waren mir weit über alle Erwartungen behülflich. Gott vergelte es Ihnen, mein lieber Freund, und wird es Ihnen vergelten. Wenn die Gemeinschaft der Seelen im Verhältnis zur Bedeutung der Dinge steht, über die wir übereinstimmten, so wird die unsrige jeder zeitlichen und örtlichen Entfernung standhalten und soll weit über unser elendes gegenwärtiges Dasein bestehen. So kann ich also nicht von Ihnen Abschied nehmen, und ich werde niemals daran denken, es zu tun. Von der Ferne und von der Nähe bleiben wir dieselben. Jeder Gedanke der Entfernung in bezug auf Sie berührt mich wie etwas Sinnloses.“

Wenn nach der Ethik des Aristoteles Gleichheit die Seele der Freundschaft ist, so war Gleichheit auch die Seele der Freundschaft „Lavater-Cuninghame“. Und wenn in diesen Tagen die Schweizer des zweihundertjährigen Geburtstages ihres edlen Johann Caspar Lavater gedenken werden, dann dürfen sie auch seinen treuesten Freund nicht vergessen, den Niederländer Rijklof Michael Cuninghame van Goens.

Ausländische Urteile über Lavater.

Mitgeteilt von LEO WEISZ.

Es gibt wenige Schweizer, die ihre Zeit — auch jenseits der Landesgrenzen — so intensiv beschäftigten, wie der Zürcher Pfarrer Johann Caspar Lavater. Er ist vergöttert, aber auch verlästert worden, wie sonst selten ein Mensch; und da dürfte es nicht überflüssig sein, den Stimmen über ihn auch dort nachzugehen, wo diese bisher nur sehr spärlich gesucht wurden: in den Lebenserinnerungen und im Briefwechsel der Zeitgenossen untereinander, also nicht in den veröffentlichten Schriften über Lavater und seine Werke, auch nicht in den Briefen von und an Lavater, sondern in den Episteln, die weder für die Öffentlichkeit noch für Lavater bestimmt waren. Es dürften dabei

neben den Motiven der affektbetonten Haltungen, auch auf die Zeit und auf die Beteiligten, nicht zuletzt auf die im Mittelpunkt stehende Persönlichkeit manche neue Lichtlein oder gar Lichter fallen.

Aus einer noch längst nicht abgeschlossenen, unerwartet umfangreich gewordenen Sammlung solcher Äußerungen möge hier zum 200. Geburtstag Lavaters auf einige besonders aufschlußreiche Urteile deutscher Anhänger und Gegner hingewiesen werden. Die schönsten Perlen aus dem großen Kranze — Goethes Worte — haben freilich die Forscher bereits vorweggenommen. Aber über den Dichterkönig hinaus ist man noch sehr wenig vorgedrungen, und so bleiben noch reichlich genug kleinere und größere Zeitgenossen übrig, die über Lavater Wesentliches auszusagen gehabt haben und dies in so ausgiebigem Maße taten, daß hier — aus raumtechnischen Gründen — nur eine kleine Auswahl typischer Stellen veröffentlicht werden kann.

*

Die Aufklärung hat bei den Theologen Zürichs, neben der täglichen Amtsarbeit, mannigfache neue Interessen geweckt. Die alte orthodoxe Starrheit wich allmählich einem Prediger- und Religionslehrerideal, das Wernle treffend mit „gentleman philosopher“ bezeichnete, und das zu allerlei Nebenbeschäftigungen führte, die vorher aus „Rücksicht auf das Decorum des Standes untersagt waren“ (Schöffler). Der Schwerpunkt der Predigertätigkeit verschob sich vom Dogmatischen ins Moralische, und immer mehr suchte man, wie es Herbert Schöffler in seiner schönen Schrift „Das literarische Zürich 1700–1750“¹ so treffend schildert, „das Reich des Lichtes auszubreiten, suchte ‚den Geschmack‘ zu heben, die Tugend zu stärken, alles Willensstählende zu fördern“. Es entstand eine neue Einstellung, ein neues Verhältnis zum Volk, ja zur ganzen Welt. Die jungen Theologen des 18. Jahrhunderts fühlten sich als Seelsorger und Hauslehrer des ganzen Menschengeschlechts. Die Wege, die sie bei Verfolgung ihrer hohen Ziele eingeschlagen haben, waren sehr verschieden und führten dementsprechend zu allerlei eigenartigen, aber durchwegs geistig erweckenden, fruchtbaren Anregungen und Strömungen.

Am weitesten reichte die Wirkung Lavaters, der nach Überwindung rationalistisch-aufklärerischer Stimmungen nichts weniger erstrebte als

¹ Band 40 der Sammlung „Die Schweiz im deutschen Geistesleben“. Frauenfeld 1925, S. 42f.

eine neue Reformation, eine Befreiung der Christen von allen Ketten und Lehren der Kirchen, um Jesu im Sinne des Evangeliums restlos nachfolgen zu können und „alle eigenen Unternehmungen und Angelegenheiten als Angelegenheiten Gottes und Christi zu betrachten und zu behandeln“. Wer „Jesu gleich heilig ist, wird Jesu gleich selig“. Dann würde man auch Gott begegnen! „Unsere Gottverwandtschaft verkünden, am Einzelnen mit Seherblick das, was er ist oder was er werden kann, aufdecken, sein Ringen nach dem Ideal anfachen, ihm den Weg durch den menschlichen Pflichtenkreis weisen und dem Herzen die Hülfe von oben nahe bringen“, das ist der Inbegriff von Lavaters Schriftstellerei und seines persönlichen Wirkens, schreibt mit feiner Einfühlung und durchdringendem Blick G. von Schultheß-Rechberg in seiner lichtvollen Studie „Lavater als religiöse Persönlichkeit“, die 1902 in der Denkschrift der Stiftung Schnyder von Wartensee erschienen ist.

Die Umstände, die Lavater, der zu Gott schon im Jugendalter ein persönliches Verhältnis suchte und in diesem Suchen durch das Johannes-Evangelium und durch die Schriften des Genfer Philosophen Bonnet nur noch bestärkt wurde, können hier nicht weiter verfolgt werden. Ihre Beleuchtung bildet eine reizvolle, sonderbarerweise noch ungelöste tiefenpsychologische Aufgabe. Was hier interessiert, ist die Tatsache des Bestehens eines brennenden Verlangens nach Gott. Eines Verlangens, das in einem bisher unbeachtet gebliebenen Briefe Lavaters an Jacobi, vom 13. Dezember 1787², die Worte prägt: „Bis ich einen persönlichen Gott habe, mit dem ich wenigstens so vertraulich correspondieren kann wie mit Dir — der mir so determiniert antwortet wie Du — hab' ich keinen. — Mein tägliches Gebet ist: Zeige dich, Abrahams Gott! Gott Isaaks, Israels, zeig' dich!“ Und dieses Rufen, dieses Suchen Gottes interessiert an dieser Stelle vornehmlich darum, weil es bei den Zeitgenossen zum Teil leidenschaftliche Ablehnung, zum Teil unerhörten Widerhall fand. In den orthodox-kirchlichen Kreisen wie bei den Aufklärern trug es Lavater zuerst den Vorwurf der Schwärmerei, nach mehreren viel Staub aufwirbelnden Unvorsichtigkeiten des Zürcher Pfarrers aber die Anklage der Heuchelei, des Charlatanentums, des

² „Friedrich Heinrich Jacobi's auserlesener Briefwechsel“. Leipzig 1825, Bd. I, S. 439f. Der „Glaubensphilosoph“ Jacobi (1743—1819) huldigte in seiner Jugend dem Pietismus, studierte in Genf und kam in Zürich mit Lavater in Berührung, mit dem er in ständiger Korrespondenz blieb.

Betruges ein. Dagegen erblickten in ihm die Seeligkeit-Ersehrenden vieler Länder einen Boten des Himmels. Nur die wenigsten Beobachter vermochten den Kern seiner Bestrebungen richtig zu beurteilen und dessen Wert zu ermessen, indem sie die Verirrungen, als Spreu vom Korn, vom Wesentlichen und Richtigen sonderten. Die Urteile über Lavater fielen daher äußerst verschieden aus. Selbst bei den gleichen Persönlichkeiten wandelten sie sich, als der Stürmer Gott in den Wunderthaten und Wunderheilungen von Handanlegern, Gesundbetern, Magneti-seuren usw. mit den Sinnen zu fassen suchte und sich dabei von Schwindlern, Hysterischen und Halbverrückten irreführen ließ. Lavater war überzeugt, daß es Menschen gebe, in denen sich Gott unmißverständlich offenbare, und in allen Menschen eine magische Kraft wohne, die „Ideen zu Gestalten realisiere und diesen Gestalten Solidität und Leben gebe“. „Würdest Du Dich entsetzen, wenn ich das eigentliche Wesen der Religion, insofern sie von Moral verschieden ist, diese Götterzauberei, Englerschaffung, Gottesrealisierung, diese Hypostasis in uns Magie nennen würde?“, fragt er am 21. April 1787 Jacobi³. „Der Glaube, den Christus so sehr erregen will, so sehr der Liebe ancorporieren will — was ist er anders als Magie? als Allmacht? als Schöpfungskraft?“ Was aber die „Auserwählten“ betrifft, gab er seine Ansicht schon zwei Jahre vorher (30. Juni 1785 aus Kürnberg) an Jacobi in Pempelfort kund, indem er ihm schrieb⁴:

„Sieh, edler Bruder, meine Idee, Hypothese, Hoffnung, Ahnung: Menschen werden durch Menschen, Christen wurden durch Christen, Apostel durch den Erzapostel Christus. Er allein ist unmittelbar aus Gott, das ist Sein Monopol. Das macht ihn zum Sohne, zum Eingebornen und Erstgeborenen. Sein geistiges Geschlecht, seine Familie ist die unaussterblichste aller Menschenfamilien. Er muß einen Samen hinterlassen haben, dessen Genealogie weiter als auf sechs und dreißig adeligste Ahnen hinaufreicht. Es müssen Christen in der Welt sein, so gewiß ein Christus im Himmel ist, die von ihm herstammen. Apostolische Christen. Initierte durch Handauflegung. Denke ja nicht, daß ich schwach genug sei, solche in irgendeiner bekannten Gemeinde, Kirche, Sekte oder so was zu suchen oder zu vermuten. Es müssen reinere, weisere, Gott nähere Menschen sein als wir sind. Uns fehlt sowohl die nie fehlende, ruhig schauende, überzeugungsreiche, himmelfeste Weisheit, als die reine, unegoistische Liebe und die naturbezwingende Kraft, ohne welche Dinge der Mensch kaum halber Mensch ist, ohne welche der beste Mensch oft wie ein Tor, wie ein Tier oder wie ein Satan handelt.

³ a. a. O. S. 413f.

⁴ a. a. O. S. 385ff.

Es muß aber Menschen geben, königliche, priesterliche, prophetische Seelen, Christen, die das haben, was wir nicht haben und zu haben wünschen, was uns des Morgens beim Erwachen und des Abends beim Einschlafen fehlt und dessen Mangel uns in schlaflosen Nächten mit glühenden Peitschen quält. Solche Menschen müssen zu uns kommen, uns in ihre Schule nehmen, uns ‚Mittel zum Mittel‘ werden. Sie müssen uns mit dem Herrn menschlich sprechen lehren... Diesen unbekanntem Auserwählten, diesen unter hunderttausend Israeliten verlorenen Zacharias und Simeons, diesen in der Welt zerstreuten Kindern Gottes, die höchst vermutlich ein ebenso dringendes Bedürfnis haben, ihre so tief individuellen Erfahrungen mitzuteilen, sich an Andere und Andere an sich anzuschließen, als wir immer nach ihnen haben können.

Diesen, Gott weiß in welcher Nähe oder Ferne, in welcher Hütte oder welcher Höhle Wohnenden, dieser ‚kleinen Heerde, denen das Reich bestimmt ist‘, wird einmal, wenn unsere Stunde gekommen, das ist, unser Bedürfnis auf den höchsten Grad gestiegen, unser Verlangen nach dem Einen Notwendigen unüberspannbar gespannt ist, auf irgend eine Weise offenbar werden, daß eine oder mehrere Seelen, in Pempelfort, Wörlitz, Dessau und Zürich, in dieser peinlich seligen Receptivität des Lichtstrahles aus der unsichtbaren Christuswelt sich befinden. Eine oder mehrere Gestalten werden ihnen erscheinen und ihnen ‚Komm in Macedonien und hilf uns!‘ zurufen. Ein Zug des Vaters wird sie zu uns ziehen. Erst werden wir uns unter ihre Johanneische ‚Axt an die Wurzel‘ demütigen müssen, dann werden sie den Gebeugten sagen: Sehet! da ist Euer Gott!

‚Sende mir einen Weisern, einen Überzeugten, ein Mittel zum Mittel!‘ ist mein tägliches und gewiß nicht vergebliches Gebet, meine Hoffnung, Ahnung, Religion. Nicht vergeblich, wenn einer ist, der das Aug’ gestaltet und das Ohr gepflanzt hat... Als Christ seh’n ich mich immer, erwarte und ahnde Handauflegung eines Mannes, dem ich den Schuhriemen zu lösen nicht wert bin, den ich noch nicht kenne, den nur Gott kennt... Heilig und selig der, der ihn findet und mir erlaubt, mich unter seine Ferse zu setzen, wenn er mich lehren will, wie ich ihn suchen soll. Ich will ihn suchen, bis ich ihn so gefunden habe, daß ihn jeder ernste Sucher, meiner Anweisung nach finden kann.“

Aber Lavater wartete nicht geduldig auf diesen Auserwählten, er vermutete ihn hinter jedem außerordentlichen Menschen und suchte ihn in jedem Gesichte, indem er eine eigene Wissenschaft, die Physiognomik, schuf, mit deren Hilfe er Gottes Walten im Menschen an sichtbaren Merkmalen ablesen wollte, und er hinter jedem „Wundertäter“ her war, um den Weg zu Gott zu finden, um „eine reale Connexion und Correspondenz mit dem Herrn“ herzustellen. Er bat Gott öffentlich, sich durch ihn „auf ähnliche Weise zu verherrlichen wie in den ersten Lehrern des Christentums“, und hoffte nicht zu sterben, ohne — Kraft

seines Glaubens — Wunder gewirkt zu haben. Er wollte beten, beten, nichts wie beten, bis „ich den h. Geist habe“. Und als dieser auf sich warten ließ, erklärte der Ungeduldige und Enttäuschte geknickt und sich selbst verurteilend: „Ich bin kein Christ!“ Ein Wort, das begreiflicherweise weite Kreise befremdete und entrüstete. Doch die grimmigsten Gegner wurden entwaffnet, wenn sie mit Lavater in persönliche Berührung kamen, und das gibt vielen Urteilen über ihn eigene Wendungen. Aus dem Manne muß geradezu ein Zauber hervorgegangen sein, wenn er gewinnen wollte; ein Charme, dem nur wenige zu widerstehen vermochten. Freilich, er konnte Unnützlichen und Uninteressanten gegenüber auch anders sein.

Die nachstehenden Äußerungen beleuchten verschiedene Seiten des Lavaterschen Wesens, das bisher Schiller in einem Epigramm — unseres Erachtens — am treffendsten charakterisiert hat:

Wie verfährt die Natur, um hohes und niedres im Menschen zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

Viele Zeitgenossen teilten diese Meinung, andere beurteilten Lavater strenger oder milder. Einige mögen hier wieder zum Worte kommen.

I. Lavater, Füßli und Heß bei Spalding.

Nach dem „politischen Wagestück“, mit welchem Lavater, Heinrich Füßli, der spätere Maler, und Felix Heß 1762 ihre politische Karriere begannen — sie griffen den Landvogt von Grüningen wegen Korruption an —, sahen sich die jungen Patrioten veranlaßt, „ihren Anblick ihren Mitbürgern und denen, die durch ihre Unternehmung am meisten aufgebracht waren, für einige Zeit zu entziehen“. Der Philosoph Sulzer sandte sie nach Berlin, wo sie verschiedene Theologen, Philosophen und Schriftsteller kennen lernten. Nach einer Weile zogen sie zu dem berühmten Theologen Joh. Jakob Spalding nach Barth in Pommern, wo sie längere Zeit verblieben. Über diesen Aufenthalt gibt Spalding in seinen 1787 erschienenen Lebenserinnerungen folgenden interessanten, bisher unbeachtet gelassenen Bericht:

Ein Jahr durch war, wenn ich die Gesellschaft meiner damals lebenden vier kleinen Kinder und mein Vergnügen an ihnen ausnehme, mein Haus so einsam, als mein Herz leer, bis in dem Frühling 1763 drei junge Männer, um sich eine Zeitlang bei mir aufzuhalten, zu mir kamen, die mir in eben dem großen Maße meine Tage angenehm machten, als sie in meiner Gegend

Aufmerksamkeit und Befremdung verursachten. Johann Caspar Lavater, Heinrich Füßli und Felix Heß aus Zürich, die beiden ersten schon ordinierte Geistliche, waren durch den sel. Sulzer veranlassen, oder, wenn man es lieber so nennen will, verleitet worden, mehrere Monate einer für sie ratsam gefundenen Entfernung aus ihrer Vaterstadt bei mir in Barth zuzubringen. Ihre Namen und ihre Werke sind nachher der Welt nicht unbekannt geblieben. Und wo ist insonderheit wohl ein Mann mehr genannt, gekannt und beurtheilet worden, als der erstere unter ihnen? Jeder derselben hatte seine Eigentümlichkeiten. Füßli, der Sohn eines berühmten schweizerischen Malers und vorzüglichen Schriftstellers in diesem seinen Fache, damals schon voll gelehrter Kenntnisse, aber auch eben so voll starken und fast ungestümen Feuers der Einbildungskraft und der Entschlossenheit, das ihn in Denkungsart und Betragen oft genug über das Konventionelle zu einer befremdlichen Originalität hinaustrieb, warf sich, nach seiner großen natürlichen Anlage dazu, mit der Zeit ganz in die Kunst seines Vaters. Er ging nach sechs Monaten seines pommerischen Aufenthaltes, und also drei Monate vor seinen beiden andern Freunden, von uns, nachdem er da die Briefe der Lady Montague für die Weidmannische Buchhandlung übersetzt hatte, tat mit einem jungen Engländer eine Reise nach Frankreich, studierte während einer geraumen Zeit seine Kunst in Rom, und lebt seitdem in London, wo er sein in der Tat mächtiges, aber fast alles bis zur Karrikatur treibendes Genie theils in Gemälden und Zeichnungen, theils in litterarischen Arbeiten, als einigen deutschen Gedichten, und dem englisch geschriebenen „Essay on the Character and the Works of J. J. Rousseau“ gezeigt hat. Heß hatte gleichfalls viel Wissenschaft, und bei einem reinen und richtigen Verstande die wärmste Empfindung von Moralität und Religion, obgleich ohne enthusiastische Hitze. Davon zeugen sowohl seine Gedanken von philosophischen und moralischen Predigten, die er mir, nicht lange nach meiner Ankunft in Berlin, in der Handschrift zugeschickt hatte, und ich bei Mylius drucken ließ, als auch die nach seinem Tode herausgegebene kleine Sammlung von Predigten. Die Welt hat durch seinen frühen Tod viel verloren, und unter diesen Verlust rechne ich auch das, daß er, der vertrauteste Freund Lavaters, aller Wahrscheinlichkeit nach, diesen letzteren durch seine bedeutsamere und kältere Vernunft von manchen Sonderbarkeiten würde zurückgehalten haben, mit welchen derselbe hernach so viel Aufsehen, aber auch im Ganzen sich selbst so viel weniger nützlich gemacht hat. Dieser so merkwürdige Lavater war damals gewissermaßen das Orakel und der Führer der beiden andern, den sie mit einer beinahe kindlichen Art von Wertschätzung achteten, ohne daß er sich davon im geringsten einiges Ansehn gab, indem immer die innigste brüderliche Vertraulichkeit unter ihnen in der ganzen Art ihres Umgangs herrschte. Und schwerlich konnte auch jemals Achtung besser verdient werden. Noch nie hatte ich bis dahin, und ich setze mit Zuversicht hinzu, noch nie habe ich bisher, besonders jemand von seinem Alter — er war wenig über 21 Jahr —, eine solche Reinigkeit der Seele, eine solche Lebhaftigkeit und Tätigkeit

des moralischen Gefühls, eine solche offenherzige Ergießung der innersten Empfindungen, bei welchen er freilich weniger, als sonst leicht jemand, zu verhehlen nötig hatte, eine solche heitere Sanftmut und Annehmlichkeit in jedem Umgange, kurz, ein so edles, einnehmendes Christentum kennengelernt. Und dies ganze warme Leben seines Herzens stand dennoch zu der Zeit so völlig unter der Regierung einer aufgeklärten überlegenden und ruhigen Vernunft, daß auch nicht die kleinste Spur von einem Hange zur Schwärmerei darin zu finden war. Das beweisen zur Genüge die zwei Briefe an den damals noch überorthodoxen jüngeren Bahrdt, zur Verteidigung des Christen in der Einsamkeit von Crugott, die er bei mir in Barth schrieb, und die in Breslau gedruckt wurden. So fand ich Lavatern die neun Monate hindurch, die er in meinem Hause wohnte, und in welchen wir wenigstens eben so viel Stunden bei als von einander waren. Was er weiter geworden ist, weiß das Publikum so gut, als ich, und wie er es geworden ist, wird schwerlich ein anderer, als er selbst, befriedigend sagen können.

II. Lavater und Mendelssohn.

Auf seiner Flucht von Zürich lernte Lavater in Berlin u. a. auch den Philosophen Moses Mendelssohn, den intimen Freund und Schachpartner Lessings, kennen. Der kleine, verwachsene Moses, Sohn des armen Lehrers Mendel aus Dessau, war damals einer der beliebtesten Schriftsteller in Deutschland, und Lavater war nicht wenig stolz darauf, den „deutschen Platon“ Mirabeau's kennen gelernt zu haben. Lavater lenkte das Gespräch, wie es für ihn selbstverständlich war, auch auf Fragen der Religion und drang solange in den ausweichenden Gastgeber, bis dieser einige folgenschwere Äußerungen tat. (Diese Szene, allerdings mit einem dazu komponierten Lessing und ohne die beiden anwesenden Zürcher, Füßli und Heß, gibt das reproduzierte Bild von M. D. Oppenheim lebendig wieder.) Lavater, der sich gerne an Berühmtheiten hielt und sich in ihrem Glanze sonnend nicht nur Gott suchte, sondern auch seinen Zürcher Gegnern und Mißgönnern Stunden des Ärgers und des Neides zu bereiten bestrebt war, kam nach sechseinhalb Jahren (1769) plötzlich auf den Gedanken, an den inzwischen noch berühmter gewordenen Mendelssohn, mit dem er gar keinen Kontakt mehr hatte, eine öffentliche Aufforderung zu richten, die nicht nur peinliches Aufsehen erregte, sondern einen literarischen Sturm erweckte.

Der 28jährige Lavater übersetzte die Untersuchungen des Genfer Philosophen Bonnet über die Beweise für das Christentum, ließ sie drucken und dedizierte sie Mendelssohn; denn:



Privatbesitz in Frankfurt a. M.

LAVATER BEI MENDELSSOHN

(Gemälde des Moritz Daniel Oppenheim 1835)

„Ich weiß die Hochachtung, die mir Ihre fürtrefflichen Schriften und Ihr noch fürtrefflicherer Charakter, eines Israeliten, in welchem kein Falsch ist, gegen Sie eingefloßt haben“, schrieb der zwölf Jahre jüngere Lavater in der Zueignung des Buches, „nicht besser auszudrücken, und das Vergnügen, das ich vor einigen Jahren in Ihrem liebenswürdigen Umgange genossen, nicht besser zu vergelten, als wenn ich Ihnen die beste philosophische Untersuchung der Beweise für das Christentum, die mir bekannt ist, zueigne.“

Doch mit diesem späten Dank begnügte sich Lavater nicht. Er beeilte sich hinzuzufügen:

„Unvergeßlich ist mir jene sanfte Bescheidenheit, mit welcher Sie, bei aller Ihrer Entferntheit von dem Christentum, dasselbe beurteilen, und die philosophische Achtung, die Sie in einer der glücklichsten Stunden meines Lebens über den moralischen Charakter seines Stifters bezeugt haben. So unvergeßlich und dabei so wichtig, daß ich es wagen darf, Sie zu bitten, Sie vor dem Gotte der Wahrheit, Ihrem und meinem Schöpfer und Vater zu bitten und zu beschwören, entweder die Beweise zu widerlegen, oder aber, wenn sie richtig sind, zu tun, was Klugheit, Wahrheitsliebe, Redlichkeit Sie tun heißen, was Socrates getan hätte, wenn er diese Schrift gelesen, und unwiderleglich gefunden hätte.“

Die Schrift versetzte Mendelssohn in große Verlegenheit und löste sehr verschiedene Stimmen aus. Mendelssohn verwahrte sich höflich aber energisch gegen diese öffentliche Aufforderung zur Religionsänderung. „Ich hätte alles eher erwartet, als von einem Lavater einen solchen außerordentlich befremdenden Schritt“, schrieb er u. a. und fuhr dann fort⁵:

„Da Sie sich der vertraulichen Unterredung noch erinnern, die ich das Vergnügen gehabt, mit Ihnen und Ihren würdigen Freunden auf meiner Stube zu halten; so können Sie unmöglich vergessen haben, wie oft ich das Gespräch von Religionssachen ab, und auf gleichgültigere Materien zu lenken gesucht habe; wie sehr Sie und Ihre Freunde in mich dringen mußten, bevor ich es wagte, in einer Angelegenheit, die dem Herzen so wichtig ist, meine Gesinnung zu äußern. Wenn ich nicht irre, so sind Versicherungen vorhergegangen, daß von den Worten, die bei der Gelegenheit vorkommen würden, niemals öffentlich Gebrauch gemacht werden sollte. — Jedoch, ich will mich lieber irren, als Ihnen eine Übertretung dieses Versprechens vorzuwerfen. Wenn ich aber auf meiner Stube, unter einer geringen Anzahl würdiger Männer, von deren guten Gesinnungen ich Ursach hatte versichert zu sein, einer Erklärung so sorgfältig auszuweichen suchte; so war leicht zu erachten, daß eine öffentliche, meiner Gemütsart äußerst zuwider

⁵ „Schreiben an den Herrn Diaconus Lavater zu Zürich“. Berlin, bei Friedrich Nicolai 1770, S. 5f., Londoner Ausgabe, Saur & Cie., S. 4ff.

sein würde ... Was hat Sie also bewegen können, mich wider meine Neigung, die Ihnen bekannt war, aus dem Haufen hervorzuziehen, und auf einen öffentlichen Kampfplatz zu führen, den ich so sehr gewünscht, nie betreten zu müssen?“

Und dann führte er seine Gründe an, warum er der Aufforderung nicht folgen könne. Betonte aber zugleich, daß der Verteidigung des Christentums viel bessere deutsche Bücher dienen, als die Schrift des Bonnet, die übrigens auf deutschen Hypothesen beruhe.

Zwei Monate später (Februar 1770) sah sich Lavater — nach einem Sturm in den nächsten Freundeskreisen, auf dessen Einzelheiten hier nicht eingegangen werden kann — gezwungen, öffentlich Abbitte zu leisten, nachdem „beinahe allen Freunden, und insonderheit den auswärtigen, vornehmlich aber Herrn Bonnet, dieser Schritt voreilig vorgekommen ist. Bonnet mißbilligte ihn sehr; aber es war zu spät ... Sie sollen es wissen, teuerster Freund!, Sie geben mir das Recht, Sie so zu nennen, daß mir diese Urteile meiner Freunde nichts weniger als gleichgültig gewesen sind; daß ich schon vor dem Empfange Ihres gütigen Schreibens geneigt war, Sie aus der Verlegenheit, in welche ich Sie gesetzt hatte, herauszuziehen“. Dennoch glaubte Lavater, daß die Auseinandersetzung nicht unnützlich gewesen sei. Das Publikum habe vom Judentum einen bessern Begriff bekommen. „Lassen Sie es mich zur Ehre der Wahrheit voraussagen: Ich finde in Ihrem Schreiben Gesinnungen, die ich mehr als verehere, die mir Tränen aus den Augen gelockt haben; Gesinnungen, die mir aufs neue — verzeihen Sie mir meine Schwachheit — den Wunsch abnötigten: Wollte Gott, daß Sie ein Christ wären!“⁶ Lessing war über diese Art empört und schrieb an Mendelssohn⁷:

„Ich bitte Sie, wenn Sie Lavater antworten, es mit aller möglichen Freiheit, mit allem nur ersinnlichen Nachdrucke zu tun. Sie allein können und dürfen in dieser Sache so sprechen und schreiben, und sind daher unendlich glücklicher, als andere ehrliche Leute, die den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn nicht anders, als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können. Ich sende Ihnen hiebei auch die Briefe von Bonnet⁸ zurück. Der Name ist mir so ekel geworden, daß ich auch nicht einmal die Wahrheit von ihm lernen möchte.“

⁶ „Antwort an den Herrn Moses Mendelssohn zu Berlin“ 1770, S. 24.

⁷ „Moses Mendelssohn: Sammlung ungedruckter Schriften und Briefe, von ihm, an und über ihn.“ Herausgegeben von J. Heinemann, Leipzig 1831, S. 319.

⁸ Dieser hat sich sofort entschuldigt und Lavater der unrichtigen Übersetzung beschuldigt.

Mendelssohn antwortete sehr ruhig, und damit war der Streit beigelegt. Dafür entstand aber eine ganze Literatur, die zu Mendelssohns Haltung sehr leidenschaftlich Stellung nahm, aber hier nicht weiter verfolgt werden kann. Die Beziehungen zwischen den beiden brachen ab, und Lavater äußerte sich von da an in Briefen, bei deren Empfängern er Zustimmung erwarten durfte, sehr abfällig über den „teuersten Freund“ des Entschuldigungsschreibens.

III. Freunde und Gegner.

Lavaters Schriften, Wunderkuren, Empfehlung eines katholischen Gebetbuches, Geisterseherei usw. haben Aufsehen erregt, neue Freunde und Anhänger geworben, alte Freunde irre gemacht und abgestoßen. Andererseits hat sein persönlicher Kontakt mit früheren Gegnern diese bekehrt oder zumindest „einsichtiger“ gemacht. Von vielen derartigen Stimmen mögen hier einige repräsentative in bunter Folge stehen.

1. Der Philosoph C. Meiners in Zürich, Sommer 1782⁹.

„Lavater gehört unter den Menschen, mit denen ich hier bekannt geworden bin, zu den wenigen, die ihr Inneres, besonders ihre Fehler, am wenigsten verstecken, und noch viel weniger sich bemühen, ihre Vorzüge zur Schau zu legen. Von Seiten seines Charakters kann er nicht leicht einen zu enthusiastischen Lobredner erhalten, und selbst seine Widersacher, wenigstens diejenigen, die ich kenne, gestehen, daß sein Lebenswandel untadelig sei. Warmer Eifer, die Ehre Gottes und das Wohl seiner Nebenmenschen zu befördern, ist unstreitig seine herrschende und stärkste Neigung, und die erste Triebfeder aller seiner überlegenen Handlungen... Von seinen eigenen Talenten und Verdiensten denkt er gewiß bescheidener, als seine meistens lächerlichen Bewunderer. Er gesteht es frei, daß ihm eine tiefe Kenntnis der alten Sprachen und viele andere Kenntnisse mangeln, daß eben dieses ihm vielen Schaden getan, und an manchem Guten gehindert habe... Gebärden, Stellungen, Mienen und Blicke verraten einen geistvollen Mann, aber nicht den Mann mit der feurigen, noch immer nicht genug gebändigten Einbildungskraft, die ihn in seinen Schriften so oft in seltsame und gewagte Meinungen hingerissen hat... Er redet leicht und mit Teilnahme, aber nie hitzig; seine Bewegungen sind lebhaft, aber nie furchtbar heftig; und Widersprüche kann er eben so ruhig und gelassen anhören, als beantworten. Im Kreise von Freunden und Freundinnen erwacht er zur heitersten Fröhlichkeit, und scherzt so munter und mutwillig, daß mancher witzige Kopf ihn um dies Talent beneiden würde. Ungeachtet er keine weitläufige Gelehrsamkeit besitzt, so wird doch sein genauester

⁹ „Briefe über die Schweiz“. Berlin 1784, Bd. I, 61ff.

Umgang höchst interessant durch die vielen Erfahrungen, und seltene Menschenkenntnis, die er sich durch seine frühen, noch immer fortdauernden, und sich erweiternden Verbindungen mit allen Klassen von Menschen erworben hat. Bei diesen Vorzügen werden Sie es leicht erklären können, wie er seiner Schwachheiten und Verirrungen ungeachtet so viele Leute so unwiderstehlich habe an sich ziehen und sich die Liebe und das Zutrauen seiner Gemeinde und des größten Teils der Bewohner von Zürich, und der umliegenden Gegenden erwerben können ... Wie er vormalig über den Wunderglauben gedacht hat, weiß ich nicht; allein jetzo ist er nicht nur überzeugt, daß er niemals Wunder getan, sondern daß er auch andere keine Wunder habe tun sehen. Zugleich aber behauptet er, daß vielleicht gewisse Menschen von außerordentlicher Kraft Dinge verrichten können, welche die Kräfte gewöhnlicher Menschen überträfen und wider den Lauf der Natur zu sein schienen.“

2. Heinrich August Ottokar Reichard.

In seiner erst 1877 erschienenen Selbstbiographie erwähnt dieser bekannte Publizist zweimal Lavater, dem er stets sehr zugetan war. Die Stellen lauten¹⁰:

„In Zürich suchte ich — auf der Hochzeitsreise 1785 — den berühmten Lavater auf, und kam — ich bekenne es — irreführt durch das Geschrei, womit so viele öffentliche Blätter ihn des Großtuns, des Stolzes, des Aberglaubens und was weiß ich wessen noch anschuldigten, mit starken Vorurteilen zu ihm. Allein völlig bekehrt ging ich von ihm fort, denn Lavaters Wesen zeigte von alledem das Gegenteil ... Ich sah bei ihm einige alte Bilder, auch stand in seinem Zimmer Goethes Büste ... In seinem ganzen Benehmen, in allen seinen Ausdrücken lag etwas so Schlichtes, von jeder Prahlerei Entferntes, überall leuchtete seine Gutmütigkeit und Menschenfreundlichkeit so unverkennbar hervor, daß man sich herzlich zu ihm hingezogen fühlte.“

Im Jahre 1791 soll in Zürich folgendes geschehen sein¹¹:

„Herzog Ernst¹² beobachtete auf seinen Reisen stets das strengste Incognito ... In Zürich suchte der Herzog Lavater auf, und als dieser im Laufe des Gesprächs vernahm, seine Gäste seien aus Gotha, kam er auf den Herzog zu reden und ergoß sich in einen Strom wohlgemeinter und gerechter Lobeserhebungen desselben, ohne im mindesten zu ahnen, daß der Gegenstand dieses Lobes ihm gegenüber sitze. Herzog Ernst geriet in die peinlichste Verlegenheit, ja er wurde wie auf die Folter gespannt, als

¹⁰ „H. A. O. Reichard (1751—1828).“ Selbstbiographie, hg. von Hermann Uhde, Stuttgart 1877, S. 186.

¹¹ a. a. O. S. 260.

¹² Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha.

sein Begleiter dem Lobredner sagte: wie er den Herzog selbst vor sich habe. Hierauf stand der Herzog auf und verließ das Zimmer. Von jener Zeit an wurde er eine Art von Widerwillen gegen Lavater nicht mehr los; er behauptete: dieser sei ein kriecherischer Schmeichler, der ihn sehr wohl erkannt und Gelegenheit genommen habe, ihm in geradezu beleidigender Art Weihrauch zu streuen. Keine Vorstellung vermochte den Herzog von dieser Meinung abzubringen.“

3. Georg Christoph Lichtenberg.

Der Göttinger Humorist war ein geschworener Feind alles leer Abstrakten und alles schwärmerisch Verstiegene; er war daher ein Gegner Lavaters. Nach einer persönlichen Fühlungnahme mit dem „Schwärmer“ urteilte er aber anders. Zur Illustrierung dieses Gesinnungswandels folgen hier einige Briefstellen ¹³:

London, 17. Oktober 1775, an Schernhagen: „Herr Garrick bringt mich auf Lavaters große Physiognomik. Die Königin hat mir das Buch geliehen ... Es macht einen guten Eindruck auf einen, ehe man noch liest ... Sonst sieht man wieder, wie in allen Schriften dieses Schwärmers, den entsetzlichen Aufwand von Worten, Beschreibungen und Empfindungen, die sich nicht beschreiben lassen, und die gewiß oft guten Beobachtungen in eine Mode werdende Adeptensprache der ‚webenden Genies in den Wolken‘ gehüllt, daß jedem, der Sachen sucht und keine Redensart, die Geduld hundertmal abläuft. Warum doch der Mann ein solches Vergnügen daran findet, uns seinen Merseburger in lauter Schaum zu präsentieren ...?“

Göttingen, 1778. „Über Physiognomik wider die Physiognomen“, Widmungsbrief. „Ich wollte Behutsamkeit bei Untersuchung eines Gegenstandes lehren, bei welchem Irrtum leichter ist und gefährlicher werden kann, als bei irgendeinem andern, Religion ausgenommen. Ich wollte Mißtrauen erwecken gegen jene transzendente Ventriloquenz, wodurch glauben gemacht wird, etwas das auf Erden gesprochen ist, käme vom Himmel. Ich wollte hindern, daß, da grober Aberglauben aus der feineren Welt verbannt ist, sich nicht ein klügerer an dessen Statt einschliche, der eben durch die Maske der Vernunft, die er trägt, gefährlicher wird als der grobe. Wir denken feiner, reden feiner, faseln feiner. Ich wollte daher verhindern, daß man nicht zur Beförderung von Menschenliebe physiognomisierte, wie man ehemals zur Beförderung der Liebe Gottes sengte und brennte.“

Göttingen, 3. Juli 1786, an Ramberg. „Herr Lavater hat mich zweimal besucht¹⁴ und hat mir wirklich (offenherzig gesprochen) ungemein ge-

¹³ „Lichtenbergs Briefe“, hg. von A. Leitzmann und C. Schüddekopf, Leipzig 1901, Bd. I, 237.

¹⁴ a. a. O. Bd. II, S. 281f und 284.

fallen. Auget praesentia famam, kann man bei ihm sagen. Ich hatte einen hitzigen, enthusiastischen Disputierer erwartet, er ist aber nichts weniger; jetzt wenigstens. Ich halte ihn wirklich für einen vortrefflichen Kopf, den schwache Gesellschaft etwas verrückt hat. Hätte Lavater hier gelebt, wo man allenfalls kalkuliert, während Schwärmer bloß schätzen, so würde er gewiß so viel wahren Ruhm erhalten haben, als er jetzt Geschrei für sich hat. Ich wiederhole es noch einmal: Ich kann Ihnen nicht genug schreiben, wie gut dieser Mann ist. Er meint alles ehrlich, und wenn er betrügt, so ist er ein betrogenener Betrüger. Wie sehr er auf Gründe horcht, davon muß ich Ew. Wohlgeboren ein Beispiel erzählen, allein mit der gehorsamsten Bitte, nicht viel davon ins Publikum kommen zu lassen, weil wie Ew. Wohlgeboren wissen, man oft den schändlichsten Gebrauch davon macht.

Kaum hatte sich Herr Lavater niedergesetzt, so kamen wir von ungefähr auf Mendelssohn, Lessing, Jacobi und Spinozismus zu sprechen. Da ich nun offenherzig den Spinoza seit der Zeit, da ich ihn verstand, für einen ganz außerordentlichen Kopf hielt, so nahm ich mir vor, mich seiner anzunehmen. Ich sagte also, daß ich glaubte, tieferes Studium der Natur, noch Jahrtausende fortgesetzt, werde endlich auf Spinozismus führen, welches dieser große Mann vorausgesehen. So wie unsere Kenntnis der Körperwelt zunehme, so verengerten sich die Grenzen des Geisterreichs. Gespenster, Dryaden, Najaden, Jupiter mit dem Bart über den Wolken usw. seien nun fort. Das einzige Gespenst, was wir noch erkannten, sei das, was in unserm Körper spuke, und Wirkungen verrichte, die wir eben durch ein Gespenst erklärten, so wie der Bauer das Poltern in seiner Kammer; weil der hier, so wie wir dort die Ursachen nicht erkannten. Träge Materie sei ein bloßes menschliches Geschöpf und etwa bloß ein abstrakter Begriff; wir eigneten nämlich den Kräften eine träge Basis zu und nannten sie Materie, da wir doch offenbar von Materie nichts kannten, als eben diese Kräfte. Die träge Basis sei bloß Hirngespinnst. Daher rühre das infame Zwei in der Welt. Leib und Seele, Gott und Welt. Das sei aber nicht nötig. Wer habe denn Gott erschaffen? Der feine Organismus im tierischen und Pflanzenkörper rechtfertige nur hier Bewegung dependent von der Materie anzunehmen. Mit einem Wort, alles was sei, das sei Eins, und weiter nichts! *Ἐν καὶ πᾶν*. Unum et omne.

Lavater sagte, der mir unglaublich aufmerksam zugehört: Das glaube er auch. Nur machte er einige Einwürfe, auf die er selbst nicht viel rechnete, und die alle aus dem christlichen System flüchtig hergeholt waren. Ich kann nicht leugnen, ich wurde über des Mannes wahre Philosophie und Unparteilichkeit so bewegt, daß ich ihm sagte: ich wäre, bei allem meinem Widersprechen gegen seine Behauptungen, immer ein Bewunderer seiner großen Talente gewesen, allein einen solchen unparteiischen Denker, als ich jetzt in ihm fände, hätte ich, aufrichtig zu reden, nicht in ihm erwartet. Er war wirklich außerordentlich.

Nachdem er weg war, fand ich einen größeren Zusammenhang zwischen diesen Umständen, als ich anfangs erwartet hätte. Er hielt bis jetzt Jesum Christum für wahren Gott, daraus fließt sein Wunderglaube. Findet er den falsch, so ist das andere Extremum Spinozismus; und ich glaube, er ist auf dem Punkt, jenen falsch zu finden.

Auf seinen Magnetismus habe ich ihn nicht bringen können ...“

Göttingen, 6. August 1786, an Ramberg. „Ich glaube gewiß, Lavater ist ein ehrlicher Mann, der aber seinen Kopf für die Welt hält, und jeden Gedanken, der ihm aufsteigt, für einen neuen Planeten. Wären nur immer Leute um ihn gewesen, die ihm freundschaftlich gezeigt hätten, daß es Nebel wären, denn er hört wirklich einem zu, es hätte etwas Großes aus ihm werden können. Nun ist es zu spät.“

4. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

Der Dichtergraf lernte Lavater durch Goethe kennen und verehren. Im Gegensatz zum Dichterkönig aber blieb der Graf dem Zürcher Freund unentwegt treu und führte selbst mit seinem intimsten Freund Voß einen harten Kampf, als dieser — ein grimmiger Hasser Lavaters — den Versuch machte, ihn gegen den „Schwärmer“ einzunehmen. Einige Briefstellen mögen sein mannhaftes Eintreten für den Freund und seine Anhänglichkeit illustrieren¹⁵:

An Voß, 17. April 1787. „Ich werde nie dem Rechte entsagen, einem Freunde treu zu bleiben, den ich für edel und bieder halte, er habe Schwächen so viel er wolle. Nicht ich allein, viele Männer, welche ganz Deutschland ehrt, Jerusalem, Leß, Zollikofer, Basedow, Jacobi in Zelle, Jacobi in Düsseldorf, Spalding, Goethe, der redliche Heß, Tobler, Semler, Schlosser, Claudius, halten Lavater für einen edlen, liebenswürdigen Mann. Nicolai, Sie und Biester halten ihn für einen ehrlosen Schleicher. Ich lasse Ihnen Ihre Meinung, lassen Sie mir die meinige. Sie sind ja doch sonst dafür, daß man jedem seine Meinung ungekränkt lassen müsse. Sehen Sie mit Mitleiden meinen Bruder, mich und die vorhin genannten Männer am Narrenseil ziehen, aber beunruhigen Sie mich nicht mit bitteren und beschimpfenden Scheltworten gegen meinen Freund ... Wenn mir erlaubt ist, Lavaters Freund zu sein, so darf ich ihm auch eine Ode widmen. Wenn Sie sie mit Aufmerksamkeit gelesen hätten, so würden Sie gesehen haben, daß sie eine brüderliche Warnung gegen seinen Durst nach Wunderglauben enthielt. Empfindung der Sache und Freundschaft, nicht schmeichelnde, warnende Freundschaft waren die Dämonen, welche mir diese Ode eingaben ... Nichts ist meinem Charakter mehr zuwider als ein ...aner zu seyn. Als Jüngling sprach ich zu entflammt von Lavater. Ich bin Mann ...“

¹⁵ „Briefe Friedrich Leopolds Grafen zu Stolberg und der Seinigen an Johann Heinrich Voß“, hg. von Otto Hellinghans, Münster 1891, S. 173f und 177.

AN LAVATER

Ode

O Freund, wie selig waren die Hörenden!
O Freund, wie selig waren die Schauenden,
Als Gottes Sohn auf dieser Erde
Waltete, arm, in Gestalt des Knechtes.

Durch den der Vater Himmel und Erde schuf,
Der hatte nirgends, wo er sein müdes Haupt
Hinlegte, dem die Engel dienen,
Diente verkannt, und wird noch verkennet.

Den reinen Quell der Wahrheit verließen oft
Die Menschen, gruben mühsam sich Löcher aus,
Wo nicht den Lechzenden die Labung
Quillet, wenn schwer ihm die Arme sinken.

Doch nahmen auf die Seinen den Göttlichen.
Genesung schöpften Kranke, die Kränkern
Am Geist Vergebung. O! wie selig
Waren die Schöpfenden aus der Quelle!

Uns labt das Wehen kühlender Luft von fern;
Sie schöpften aus der Quelle, die Seligen!
Und wurden Brunnen, tränkten wieder
Tausende, tränkten der Erde Völker.

Uns armen, schwachen, irrenden Spätlingen
Tönt nicht des Hirten Stimme; die Wüste dehnt
Sich immer weiter aus, und länger
Werden die Schatten; schon bricht die Nacht ein.

Ach, Hüter, Hüter! ist sie bald aus, die Nacht!
Ich rief es zagend; siehe! da strahlet' es,
Und rief mit Gottes Stimme: Selig,
Welche nicht sehen, und dennoch glauben.

An Voß, 27. April 1787. „... Mit Lavater bin ich sehr oft unzufrieden gewesen, und glauben Sie, daß ich izt mit ihm zufrieden sey? Daß mir die Magnetismusgeschichte nicht eckelhaft und sein Durst nach Wundern, seine Schwärmeleien mancher Art, seine öfteren Verblendungen von Menschen und Dingen nicht zuwider sey? Aber den Mann, der mit ganzer Seele an Gott hängt, der voll Liebe, voll Feuer, voll Lebens und Geistes ist, habe ich nie verkannt. Keiner seiner Freunde hat den je zu verkennen gelernt. Nennen Sie mir einen, den er verloren hat, und zürnen Sie mir dann, daß ich nicht der Zweite geworden bin!... Sie haben aber doch diesmal durch den Verdacht gegebner und genomener Schmeicheley mir und Lavater Unrecht getan. Es tut mir zu weh, einem Herzensfreunde immer

sagen zu müssen, daß ein anderer kein Schurke ist, ich kann hierüber nichts mehr sagen.

Sie und Klopstock ausgenommen hat sich noch kein *καλοκαγαθος* gegen ihn erklärt. Öffentlich noch keiner. Vielmehr lieben und ehren ihn — Sie beide ausgenommen — alle besten und ersten Männer der ganzen Nation.

Ich hätte Sie ihm aufgeopfert? Lieber Voß! ich habe es von Ihnen ertragen und werde ferner von Ihnen ertragen, daß Sie ihn beurteilen wie Sie wollen, aber eben diese Freiheit wollte auch ich. Ihr Schimpfen, bitteres Höhnen, Stürmen verdroß mich, Ihre Meinung tut mir nur wehe.“

Zürich, 2. September 1791...^{15 a} „Nach einer Trennung von sechszehn Jahren sehe ich nun unsere Freunde Lavater, Heß, Pfenninger! Finden wir sie ganz so, wie sie waren? Nein, nicht ganz so! Näher seiner Mündung wird der Strom größer und mächtiger; kräftiger und milder wird edler Wein von Jahr zu Jahr; gute Menschen werden besser mit jedem Jahre des Lebens. Die Gedanken und Empfindungen haben ihre Furchen auf dem Gesichte unseres Lavater gezogen. Er hat um mehr als um sechszehn Jahre gealtert. Aber die ewige Jugend seines Geistes und Herzens, seine herzliche Freundlichkeit, seine Laune, seine Heiterkeit sind noch dieselben. Die Neckereien seiner Feinde haben ihn nicht angefochten, haben nicht den festen und frohen Glauben an reine Menschheit bei ihm geschwächt, welcher immer einer seiner eigentümlichsten Charakterzüge war.“

5. Der Nicolai-Kreis in Berlin.

Die heftigsten Gegner Lavaters waren die Berliner Aufklärer um den Verleger Nicolai. In seinen Zeitschriften wurde der Zürcher Pfarrer unablässig und feindselig angegriffen. Den Ton möge eine Stelle aus dem seltenen „Archiv für Narrheit und Schwärmerei“ 1788 wiedergeben¹⁶:

„Wenn der Jesusmann aus seinem Kämmerlein, wo er Kabala und Hexerei studiert, um hinter die Kunst zu kommen, wie man Berge versetzt, hervortritt, mit der schweizerischen Gradheit in seinem Blick, mit der Sanftmut Jesu in seinen Minen, mit der Salbung eines initiierten Christen vom siebenten Grad, der mehr kann als Brod essen; dann schäumt freilich keine Galle auf seinen geheiligten Lefzen, die das Evangelium Christi zu verkündigen, ausdrücklich so, und nicht anderst gebildet wurden; dann verrät kein rachevoller Blick, daß der sanfte Mann alle, die nicht an ihn glauben, so herzlich gerne grillieren ließe, wenn er nur könnte. Der Neuling schwört dann Stein und Bein darauf, daß Eigenliebe und Stolz von diesem servo servorum weit entfernt ist, den aufgehobenen Zeigefinger vergleicht

^{15 a} „Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sizilien“ 1794, Bd. I, Brief XII.

¹⁶ „Archiv für Narrheit und Schwärmerei im neunten Dezenio des aufgeklärten Jahrhunderts.“ Germanien 1788, S. 6ff und 42.

er mit jenem des predigenden Jesu in der Bilderbibel und wird so nach und nach durch die vereinigten Kunstgriffe der heiligen Mimik und der mystischen Sprache zum Vergötterer J. C. Lavaters herabgefoppt, daß er in den Banden religiöser Schwärmerei verstrickt liegt, ehe er es merkt. Der gesetzte Mann aber, der so manchen Charlatan seinen Balsam hat feilbieten sehen, läßt das gut sein, solange der Oligätenkrämer nur in seinem Städtchen spuckt. Wenn aber aus dergleichen Narrheiten Ernst wird, und der Wurmdoktor sich träumen läßt, auch außer seinem Zirkel Sensation zu machen, dann wird es Pflicht, daß man den schwachen Leuten den Star steche, und sich mit dem Wundermann auseinandersetze, gerade wie der Chemiker das berühmte ‚Luftsalt‘ zerlegt, obgleich er vorher weiß, daß aus Salz und Urin eben so wenig Gold wird, als aus der Madame Lavater¹⁷ eine Prophetin, Johann Caspar mag sie manipulieren, wie er will.

Daß Joh. Caspar Lavater auf nichts bedacht gewesen ist, als darauf, eine ganz unverdiente Unsterblichkeit zu erschleichen, beweist sein ganzes Leben. Ein großer Gelehrter ist er nicht. Er hat aber Talent, und würde ein vortrefflicher Kanzelredner geworden sein, wenn er seine Gaben dazu angewandt hätte, wozu er sie hätte anwenden sollen. Das unzeitige und übertriebene Lob, das ihm anfangs beigelegt wurde, machte ihn schwindelig, und wie er selbst überzeugt war, er sei mehr als ein gewöhnlicher Mensch, so wollte er auch mehr leisten, als Menschen leisten können, nämlich Wunder tun, und vielleicht eine neue Religion stiften. So hat der stolztrunkene Mann eine unverdiente Celebrität errungen. Ich aber will das Publikum überzeugen, daß J. C. Lavater ein Charlatan ist.“

Nach Aufzählung der vielen Versuche, Wunder zu wirken, fährt die eigens gegen Lavater gerichtete Schrift also fort:

„Aber! wird J. C. Lavater sagen, ich habe auch nicht aus eigener Kraft Wunder zu tun begehrt; nur durch den Glauben an Jesum möchte ich hie und da ein Stückchen machen können ... Ist keine Eigenliebe im Spiel, und will Lavater nicht mehr sein als andere Menschen, so kann er ja nur den lieben Gott walten lassen, und ruhig abwarten, ob der es für gut findet, ihn, den Pfarrer in Zürich, zum Werkzeug seiner großen Haushaltung zu gebrauchen, aber nicht Städten, Höfen und Ländern vorspiegeln, daß er der Auserwählte sei ... und daneben tiefe Demut affektierend erklären, er sei ein unnützer Knecht Jesu, er habe noch nicht den rechten Glauben, während er herumreist und bei verschlossenen Türen seine Künste macht.“

Unbarmherzig werden nun die Verirrungen und Unvorsichtigkeiten des Zürcher Pfarrers aufgedeckt und bloßgestellt, um zu beweisen, daß die Berliner Kritik weder persönlich noch böswillig ist. Lavater habe es in der Hand, seine Kritiker und Gegner auf einen Schlag in Freunde zu verwandeln:

¹⁷ Lavater „magnetisierte“ lange Zeit seine Frau, um sie hellseherisch zu machen.

„J. C. Lavater tue von Stund an Verzicht auf eine Celebrität, die mit seinen Verdiensten in gar keinem Verhältnisse steht. Er höre auf servus servorum zu sein, welches niemand verlangen kann noch wird, höre aber auch auf, durchaus Lärm und Aufsehen machen zu wollen. Er ziehe sich aus allen verdächtigen Konektionen fein säuberlich heraus, lehre, wie es Pfarrers Pflicht ist, die reformierte Religion in Zürich ..., jage nicht nach Bewunderung und Weihrauch, und die ganze Sache fällt von sich selber. Nach zehn Jahren sagt man nichts mehr davon ... Will er es noch besser machen, so gestehe er öffentlich, er habe sich geirrt, man wird ihn dann ehren, lieben und loben nach Verdienst.“

6. Johann Gottlieb Fichte.

Als Hauslehrer im „Schwert“ trat Fichte in Zürich auch dem Pfarrer am St. Peter nahe. Gemeinsam gründen sie ein philosophisches Kränzchen, und da knüpft sich zwischen den beiden ein Freundschaftsband für das Leben. Den Anfang kennzeichnen folgende drei Briefstellen¹⁸:

1. März 1794, an Reinhold und Böttiger in Jena: „Für Zürich schien die kritische Philosophie bisher nicht gemacht zu sein. Seit einiger Zeit aber halte ich Lavater, diesem trefflichen Manne, der mir täglich lieber und schätzbarer wird, und mehreren der ersten Männer Zürichs, Vorlesungen darüber.“

Jena, 15. März 1794, Böttiger an Fichte: „Was Sie mir von Lavater schreiben, ist mir viel wert. Auch ich will ihm gern das Unrecht abbitten, was ich ihm, als Bode's Freund, oft in Gedanken und Worten angetan habe, sobald ich ihn von solchen Seiten kennen lerne, wie Sie ihn mir schildern.“

2. April 1794, an Böttiger in Jena: „Meinen Lavater halten Sie nur in Ehren. Für ihn brähe ich wohl Lanzen, die ich für mich selbst noch nicht gebrochen habe. Er ist der scharfsinnigste unter meinen hiesigen Zuhörern. Der Mann ist so vielseitig, und hat dem Publikum leider bis jetzt immer seine schlechteste Seite hergeboten, daß notwendig jeder, der ihn nicht ganz kennt, an ihm irre werden muß.“

Nach seiner Übersiedlung nach Jena erkalteten Fichtes Gefühle für Lavater immer mehr. Im Jahre 1800 findet er dessen Schriften „wohl konsequent, aber abscheulich“. In den gleichen Tagen schrieb Lavater im Krankenbett folgende „Denkzeile nach meinem Tode an Herrn Professor Fichte“¹⁹:

¹⁸ „J. G. Fichtes Briefwechsel“, hg. von Hans Schulz, 1925, Bd. I, 343—353.

¹⁹ a. a. O. Bd. II, S. 255.

„Unerreichbarer Denker, Dein Dasein beweist mir das Dasein
Eines ewigen Geistes, dem hohe Geister entstrahlen!
Könntest je Du zweifeln: ich stelle Dich selbst vor Dich selbst nur;
Zeigte Dir in Dir selbst den Strahl des ewigen Geistes.“

IV. Zürich–Bremen.

Die 1787 erschienenen Briefe eines Bremer Arztes gewähren einen guten Einblick in Lavaters eigenartiges Verhalten bei seiner Berufung nach Bremen²⁰. Im Jahre 1784 wurde Lavaters Schüler Pfarrer J. J. Stolz an die St. Martin-Gemeinde in Bremen berufen. Er machte für seinen Meister ziemlich laut Propaganda, und so wurde auch Lavater 1786 nach Bremen (St. Ansgari) berufen. Er nahm die Berufung wohl nicht an, aber Zürich hat lange Zeit von dem Opfer hören müssen, das er nun gebracht habe. Die Bremer sollten auch nicht leer ausgehen und so reiste Lavater in einem von Bremen geschenkten Reisewagen zu ihnen und ließ sich eine Woche hindurch feiern. Er machte auch den Versuch, eine hysterische Tochter mit „Magnetismus“ zu heilen, aber der Versuch führte nicht zur Heilung, sondern zu „hellseherischen“ Anfällen und schließlich zur totalen „Auflösung“, ohne daß dadurch Lavaters Ansehen Einbuße erlitt. Lavaters Freunde verfolgten diesen Besuch mit gemischten Gefühlen. Selbst Graf Stolberg verzichtete darauf, Lavater persönlich zu begrüßen, und richtete an ihn folgende Ode²¹:

AN LAVATER IN BREMEN

Dich in der Nachbarschaft zu wissen,
Und dich vielleicht, vielleicht auch nicht zu sehn,
Der Zweifel hat mich hin und her gerissen;
Doch bleib' ich beim Entschlusse stehn,
Dich im Gewühl der Menschen nicht zu sehn.
Was hätt' ich, wenn von deinem Munde
Der Schwarm der Drängenden mich stieß?
Wenn nach der flammenden Sekunde
Der Freund den Freund erkalten ließ?

²⁰ „Briefe von Johann Caspar Lavater und an Ihn und seine Freunde; betreffend Lavaters Ruf nach Bremen und die in Bremen versuchte Desorganisation zweier jungen Frauenzimmer“, Bremen 1787.

²¹ „Gedichte der Brüder Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg.“ Wien 1821, Bd. II, S. 15ff.

Wie einen Luftball dich zu sehen,
Dich wie ein Wunder aus der See,
Wie eine fremde Aloe,
Um welche starr die Gaffer stehen,
Eilt nicht dein Freund der Weser zu,
Wird nicht wie Laffen auf den Zehen
Sich recken, einen Freund zu sehen,
Den er vordem in stiller Ruh'
Am weinumhangenen Gestade
Des schönen See's, am krummen Pfade
Der Sihl und an der Limmat sah.
Ach, die Erinnerung jener Stunden,
Die leicht gefiedert uns entschwunden,
Ist immer meiner Seele nah':
Es lau'erte auf dem Rebenhügel,
In Weinlaub eingehüllt, die Zeit,
Mit ihrem Waffenträger Neid;
Er spannte lächelnd ihr Geschoß,
Und gab den Pfeilen schnelle Flügel,
Die sie vom leisen Bogen schoß.

Doch meine Sehnsucht ist mir lieber;
Als taumelvolles Wiederseh'n;
Gestörte Freude, gleich dem Fieber,
Läßt wechselnd Glut und Frost entstehn.
Sie würde die Erinnerungen,
Die meine Seele sanft umschlungen,
Und in ihr Innerstes gedrunge,
Zerrüten, ungestüm und wild,
Des stilleren Genusses Bild
Durch schnellgemischte Farben trüben,
Und mehr als Trennung mich betrüben.

Geliebter, soll in süßer Ruh'
Ich dich wie vor elf Jahren sehen,
So höre deines Stolbergs Flehen,
So eile meiner Hütte zu,
Wo in der Laube kühlem Wehen
Nur stille Freuden sich ergehen;
Wo Freiheit in der Einfalt Schooß
Ein Liedchen singt, auf weichem Moos;
Wo keusche Lieb' ihr Nestchen baut,
Und sich dem Schatten anvertrauet;
Wo nicht ein Störer uns erschauet,
Vor welchem meiner Seele grauet!

Dort wollen wir den Bach entlang,
 Wo um des regen Kalmus Säuseln
 Sich kleine Wellen spielend kräuseln,
 Der bunten Sängers Morgensang,
 Und meiner Agnes Abendsang,
 Der oft mit Nachtigallen rang,
 Und dessen seelenvoller Klang
 Mir tiefer in die Seele drang,
 Als selbst der Nachtigall Gesang:
 Den wollen wir im Lindengang
 Und an des Hügels leisem Hang,
 Vor keinem schnöden Schwätzer bang,
 Mit innigem Gefühl belauschen.
 Und Freuden, die uns nicht berauschen,
 Um lauten Jubel nicht vertauschen.
 Dann will ich dir zum letzten Gruß
 Ein Wiedersehn bei dir geloben,
 Und weinend bei dem Abschiedskuß
 Noch Gott für diese Freude loben!

Tatsächlich ging es in Bremen eigenartig zu. Es kam zu sonderbaren Szenen. So berichtete man Nicolai u. a.²²:

„Lavater brach ein Stück von einer Torte ab, hob es mit beiden Händen in die Höhe, schlug die Augen gen Himmel, biß ein Stück davon ab, legte das Übrige auf den Teller, und nun machten sich die Jünger darüber her und verzehrten es. Wozu sollen solche Possen? Was will J. C. Lavater damit sagen? Und doch noch immer der sanfte Jesumann, der demütige servus servorum, der kein Wasser trübt? ... Dem Casperle in Wien hält man lustige Schwänke auf dem Theater zu gut, aber dem Casper in Zürich kann man in Religionsssachen solche Schwänke nicht hingehen lassen.“

Gleichzeitig hieß es in einem Bremer Brief²³:

„Er reisete ab. O wäre er nie hier gewesen! Denn was aus dem kleinscheinenden Umstande seines achttägigen Aufenthalts allhier für Böses entstanden ist, erfährt jetzo die ganze Stadt, davon ein großer Teil im theosophischen Taumel ist. Was hatte er in Bremen zu schaffen? Der unsere Wahl verschmähende Mann wollte den Glanz seiner Kanzelgaben hier schimmern lassen, aber er wollte hier auch eine Wunderkur anfangen! Derselbe Mann, der nach seiner Absage in Bremen in Zürich noch zu predigen wagte: ‚Ich werde gewiß nicht vergessen, was ich meinem Vaterlande und meiner Gemeinde schuldig bin. Aber auch das soll ich nicht vergessen, was ich mehr als Euch, dem Rufe der göttlichen Vorsehung schuldig bin. Sollte es über mich verhängt sein, an einem Ort das Evan-

²² „Archiv für Narrheit und Schwärmerei“ 1788, S. 39.

²³ „Briefe“ wie in Anmerkung 20, S. 137ff.

gelium verkündigen zu müssen, so könnt ihr versichert sein, daß kein Leiden meines Lebens, und Gott weiß, wieviel ich schon innerlich, ich darf sagen um des Gewissens willen, zu leiden hatte, dem Leiden gleich sein würde, mein herzliches Zürich, das doch im Ganzen genommen seinesgleichen kaum hat, und diese so innig liebe, mich so zärtlich liebende Gemeinde, die mir schwerlich durch irgendeine andere ersetzt werden kann, verlassen zu müssen. Vater, ist es möglich, möchte ich auch hier sagen: so gehe dieser Kelch vorüber, doch nicht wie ich will, sondern wie du willst.‘ Jeder verständige Mann muß eine solche Rede mißbilligen und ich hoffe, wenn Herr Lavater sich jetzt nur ein wenig besinnt, so muß er sich selbst schämen, so geredet zu haben. Nicht nur war es gewiß höchst unanständig, hier diese Worte Christi zu brauchen, sondern es war auch eine Beleidigung der rechtschaffenen Leute in Bremen, die ihre Stimmen gaben, ihn zu berufen, daß er diesen Ruf seiner Gemeinde in Zürich als einen Kelch des Leidens vorstellte, den er Gott bitten müsse vorübergehen zu lassen. — Konnte diese so ungewöhnliche öffentliche Abkündigung etwas anderes bedeuten als: ‚Sehet, ich bin der wichtige Mann, den man nach Bremen ruft. Bittet mich aber, so werde ich bleiben, denn wenn es über mich verhängt wäre, nach Bremen zu gehen, so würde es für mich das größte Leiden sein.‘ Gegen Bremen ist das kein sonderliches Kompliment. Zürich aber weiß es nun, daß es Gottes Willen sei, Lavater zu halten und daß man ihn also als einen Mann Gottes ansehen müsse.“

Diese Briefsammlung gab Lichtenberg am 22. April 1787 den Anlaß, an den Philosophen Wolff zu schreiben:

„Haben Sie wohl schon die Briefe bei Gelegenheit von Lavaters Ruf nach Bremen gelesen? Wo nicht, o! so kaufen Sie sie gleich. Es ist das beste, was gegen diesen gutmütigen Schwärmer meines Erachtens bis jetzt erschienen ist. Gründlich, kaltblütig und doch ätzend wie Höllenstein.“

Den Grafen zu Stolberg besuchte Lavater nicht.

V. In Kopenhagen 1793.

Lavater wurde Frühjahr 1793 vom dänischen Minister Graf Bernstorff nach Kopenhagen eingeladen, teils um seine über den Tod ihres Kindes betrübt Frau Auguste geb. Stolberg zu trösten, teils um durch Vermittlung eines Mediums, „eine sichere Korrespondenz mit Gott aufzunehmen“. Er ließ sich nicht zweimal bitten, er reiste, und in Kopenhagen wurde viel „geheimnißt“, doch die Korrespondenz mit dem Himmel scheint nicht zustande gekommen zu sein. Dafür besitzen wir die schöne Schilderung von Lavaters Predigt in der refor-

mierten Kirche der dänischen Hauptstadt, die sich in Heinrich Steffens Lebenserinnerungen befindet, und also lautet²⁴:

„In der vornehmen Welt, besonders unter einigen mächtigen Familien in Holstein, hatte sich eine religiöse Gesinnung in entschiedener Opposition gegen die herrschende Aufklärung gebildet, sie war wohl zum Teil durch Claudius genährt. Uns berührte diese Bewegung wenig, sie war uns so gut wie völlig unbekannt ... Nun geschah es aber, daß Lavater seine vornehmen christlichen Freunde in Holstein besuchte und von da auf einige Wochen nach Kopenhagen kam. Man kann sich denken, daß er uns nicht unbekannt war. Wir kannten einige seiner Schriften; seine Physiognomik war von uns mit vielem Interesse durchgeblättert, sein Versuch, Moses Mendelssohn zu bekehren, hatte unsere Teilnahme erregt, und die Leidenschaft, mit welcher er von Einigen angebetet, von anderen bekämpft wurde, war uns auch nicht unbekannt. Das war nun die erste bedeutende Notabilität, die aus dem geistig bewegten Deutschland in unsere Mitte trat, und wir erwarteten seine Ankunft mit großer Spannung.

In der reformierten Kirche predigte er, und ich sah und hörte ihn. Seine Gestalt, wie sie mir vorschwebt, war höchst interessant. Der lange, schlanke Mann ging etwas gebückt einher, seine Physiognomie war höchst geistvoll, die scharfen Züge zeugten von einer heftig durchlebten Vergangenheit und von inneren Kämpfen, seine Augen überraschten durch Feuer, Glanz und Klarheit. Wie ich mich erinnere, erschien er mir älter, als er damals sein konnte ...

Die nicht große reformierte Kirche war gedrängt voll, in der Versammlung herrschte eine feierliche Stille. Wir erwarteten zwar eine harte Aussprache ..., aber als die scharfe an dem Gaumen klebende Stimme, die hohlen, schneidenden Töne des berühmten Mannes sich vernehmen ließen, machten sie einen solchen Eindruck auf mich, daß ich das Gebet fast überhörte. Ich mußte mit gespannter Aufmerksamkeit auf seine Rede horchen, wenn ich sie verstehen wollte. Nun war es aber höchst merkwürdig, wie diese Rede mich gewann und ergriff. Es sprach sich nicht allein die Zuversicht des Glaubens, sondern auch eine tiefe, gewaltig ergreifende, herzliche Innigkeit in seiner Rede aus. Es war mir, als hörte ich zum ersten Mal eine Stimme, nach der ich mich lange gesehnt hatte. Seine Predigt handelte vom Gebet. Jenes innere, tief verborgene und doch mächtige Leben meiner Kindheit, wie ich es in der stillen Kammer meiner Mutter kennen gelernt hatte, wie es tief das belebende Innere ergriff, nach außen aber nur leise flüsternd sich vernehmen ließ, schien plötzlich wach geworden zu sein, schien mich, den Schlummernden, aus dem langen Schläfe mit Donnerstimme aufzurütteln. Er schilderte mit jener ergreifenden Wahrheit, die nur da sich zu gestalten vermag, wo man ein innerlich selbst Erlebtes ausspricht, jene äußeren und inneren Kämpfe, in welchen der Sieg nur durch das Gebet zu erringen sei. Die Sprache, die mir anfangs so

²⁴ „Was ich erlebte“, Breslau 1840, Bd. II, 178ff.

zurückstoßend erschien, klang mir zuletzt immer schöner, heller, ja anmutiger, sie schien mir mit dem belebenden Inhalt so innig verwoben, als wäre irgend eine andere unmöglich. Wenn er einen Zustand innerer Hoffnungslosigkeit geschildert hatte, hielt er einige Male inne und rief dann mit lauter Stimme: — Betet! — das e wurde fast wie ein Diphthong ausgesprochen, die harte Aussprache verdoppelte das t, und dennoch hatte, gerade so ausgesprochen, dieses Wort eine ungeheure Gewalt. Es rief laut, ja zerschmetternd in mein Innerstes hinein, und ich habe es in meinem ganzen Leben nicht wiederholen können, ohne wenigstens Etwas von dem tiefen Eindruck zu empfinden, der mich damals erschütterte.

Das eigentliche Gebet konnte ich freilich in dem Zustande, in welchem ich damals lebte, nicht wiederfinden, die Erschütterung, die mich ergriffen hatte, je heftiger sie war, verschwand desto schneller; aber ein Stachel war in meine Seele geworfen, der niemals ganz abgestumpft wurde.“

VI. Lavater in Hamburg 1793.

Auf der Reise nach Kopenhagen wollte Lavater es nicht unterlassen, in Hamburg wenigstens Klopstock zu besuchen. Er meldete sich an, aber der Messias-Dichter, den Lavater am 16. Januar 1793 nach jahrzehntelangem Schweigen aufgefordert hatte, seinen französischen Bürgerbrief zurückzusenden, winkte ab. Er schrieb Lavater²⁵:

„Sie belehrten mich unaufgefordert, wie ich über die französische Revolution denken müsse, ohne durch mich zu wissen, wie ich darüber denke. Sie sagen, daß Sie oft inspiriert sind. Sie führten in Bremen das Magnetisieren ein. Sie antworten Ihren Gegnern mit Bitterkeit. Sie scheinen unfähig zur Selbsterkenntnis. Sie sehen, daß eine Zusammenkunft mit Ihnen nicht zu den Aufheiterungen meines Alters gehören würde. Wir denken über sehr wichtige Dinge allzu verschieden, wovon sollten wir reden? Das beste ist, daß wir uns nicht sehen. Ihr Brief hat einen freundschaftlichen Ton. Ich bin einem Tone taub, der die Sache verstimmt.“

Und Lavater kam nicht. Dafür hörte man bald von seinen Wunderthaten in Kopenhagen, und Kammerherr Henings wußte von Zettelchen und Orakeln nach Hamburg zu berichten, „die der Zürcher Kasperle austeile ...“. Auf diese heilbringenden Geschenke wollten die Hamburger Damen nicht verzichten und bestürmten Klopstock, er, der den Mann Gottes verachtet habe, soll nun alles wieder gut machen.

²⁵ „Briefe von und an Klopstock“, hg. von J. M. Lappenberg. Braunschweig 1867, S. 347ff, 356ff; Heinrich Sieveking: „Georg Sieveking. Lebensbild eines Hamburgischen Kaufmanns aus dem Zeitalter der französischen Revolution“, Berlin 1913, S. 424ff; Bobé: Johann Caspar Lavaters Rejse til Danmark, Kjöbenhavn 1898, S. 4.

Sie sprachen, weinten, wurden heftig, und der alte Klopstock wurde weich. Gott wollte er beileibe nicht beleidigen. Er schrieb Lavater, daß er ihn nun doch noch sehen möchte. Gleichzeitig ging an ihn eine Einladung der klugen Doktorin Reimarus, der Schwester des Kammerherrn Henings, und da mußte Lavater annehmen. Ihrem Bruder schrieb die Doktorin schmunzelnd²⁶:

„Damit doch nicht alles so den geraden ebenen Weg fortgehe, laß' ich Lavatern kommen. Der will allein hier sein, um Klopstock zu sehen, wird es aber unter anderen fremden Tieren, Löwen, Füchsen, Affen und Meerkatzen, die jetzt auf dem Markt hier zu sehen sind, auch erlauben, daß man ihn beügelt.“

In einer Mädchenerziehungsanstalt fand diese Neugier am 18. Juli 1793 ihre Befriedigung. Zwei Tage später schrieb die scharfäugige Doktorin folgenden köstlichen Bericht an den Bruder²⁷:

„Ich habe Lavater nicht lange gesehen. Wir fuhren zu der Rudolphi (Inhaberin der Erziehungsanstalt) und kamen wie zum jüngsten Gericht in eine Versammlung der Seligen, aber unter diesen Seligen war eine, die ich gerne fortgewünscht hätte, Klopstocks Frau, die durch eine gut gemeinte Botschaft der Rudolphi (sie hatte den Mann entboten, und nicht die Frau) vier Minuten vor uns gekommen war, Lavater gleich ins Nebenzimmer genommen hatte, und nun mit einem Triumphgesicht herauskam: ‚Ich nehme Lavater gleich mit zu meinem Mann!‘ Jetzt kam auch Lavater, nicht mit einer feierlichen, heiligen Miene, wie ich ihn mir gedacht hatte, und wie es wohl die junonische Unterredung hätte bewirkt haben können, sondern wie ein alter, gutmütiger Mann, der sehr rasch ging, weil er nicht wußte, wie er durch alles durchkommen sollte... Er sollte also zu Klopstock, war in Ham, mußte den Abend noch nach Altona, wo er zum Nachtessen geladen war, die Uhr war sechs, und eine Menge bettelnder Weiblein und Kinder baten: ach, bleiben Sie doch noch!, während die Stolberg und die rüstige Klopstockin: nein, nein, er muß gleich fort! riefen.

Daß der Mann beklommen werden mußte, war wohl kein Wunder! Nun noch die Ankommenden aus Lübeck, aus Hamburg, die alle ihm bekannt gemacht werden sollten. Er nach diesem, nach jenem gezerzt, benahm sich wahrhaftig gut genug, gab jedem die Hand — von Segnungen passierte nichts, außer einem Kinde, das ihm von der Rudolphi zugeführt wurde als besonders auf ihn harrend, dem legte er die Hand auf den Kopf, — ich erzähle sehr genau und ehrlich und will kein ridicul geben — ich kann nur sagen, was meine Augen schauten. Ich halte Lavater für keinen absichtlichen Heuchler, viel weniger für einen Betrüger, sondern glaube, daß der Mann eine unbegrenzte Lust hat, jedem zu gefallen, und jedermann

²⁶ Sieveking, a. a. O. S. 426.

²⁷ ebendort, S. 425 ff.

an sich reißen möchte. Eroberungssucht will ich es nennen, aber wohl eine bessere, als der Könige ihre. Despotie liegt freilich beiden zugrunde, oder Herrschsucht, und die verleitet Lavater, sich in vieles, womöglich in alles zu mischen.

Mit der guten Absicht vielleicht, alles bessern zu wollen, verdirbt er mehr, als er bessern kann ... Merkte der Mann nur, daß er manches verkehrt macht, käme er vielleicht zur Mäßigung seines Eifers, aber weil es der Schwachen so viele gibt, ihm auch manches geglückt ist, nimmt der Eifer, zu helfen, immer zu und muß ihn zuletzt ins Grab setzen. Frauenzimmer, die er durch Magnetismus heilen wollte, hat er schließlich auf immer aufgelöst.

Er sieht aus — angestrengt, schnell mit den Augen an allen Orten, fast außer Atem — wie ein 70jähriger, und ist, glaube ich, erst 52. Der Vicar of Wakefield mag so ausgesehen haben. Ich hätte sehr unrecht, wenn ich nicht hinzufügte, daß Lavaters Ausdruck sehr gutmütig und treuherzig war ...

Drei Seiten sind nun von Lavater voll, und deshalb solltest Du mich doch nicht für bezaubert, sondern nur für billig und wahr halten. Seine Denkkzettel mag ich allerdings nicht. Auch in einem Zimmer der Rudolphi fanden wir von ihm mit Bleistift an die Wand geschrieben: ‚Reiche Ernte wartet des stillen, geduldigen Säens‘ und ‚à tout pécheur miséricorde‘. Wozu diese Schwachheit?‘

„Das gute Herz der Doktorin überwand so ihre theoretischen Bedenken gegen den Schwärmer“, schreibt Sieveking. Ihr fanatischerer Bruder billigte dies nicht. Er erklärte bissig²⁸:

„Mag auch Lavater ein gutmütiger Mann sein, ich bin der lieben Gutmütigkeit, wenn sie mit Schwäche gepaart ist, so gram wie der Pest.“

In großen Zeiten beklagt man immer den Mangel an großen Menschen. Selbst Schiller meinte von der eigenen Zeit: „Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren; Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht.“ Einige Jahrzehnte später ermaß man bereits richtiger die Größe jener Generation. Die Zeitgenossen schätzten auch Lavater falsch ein. Wir sind heute geneigt, ihm — bei allen Schwächen — unbestreitbare Größe anzuerkennen.

²⁸ Sieveking, a. a. O. S. 430.